



„WIR SIND NICHT DIE LÖSUNG EINES PROBLEMS,
DAS WIR NICHT GESCHAFFEN HABEN!“
EIN ABEND MIT NATASHA A. KELLY

Bericht von Mira Anneli Naß

Am 29.01.2019 luden die Ateliergemeinschaft und Vernetzungsplattform *atelier automatique* und *Interkultur Ruhr* zu einem Abend mit der Berliner Kommunikationssoziologin, Autorin, Kuratorin und Dozentin Natasha A. Kelly ein, die im Rahmen des Programms 360° an der Musikschule Bochum zu Gast im Ruhrgebiet war. Unter dem Arbeitstitel „Postkoloniale Perspektiven im Ruhrgebiet“ sollte der Ankündigung nach der Versuch unternommen werden, in Kompliz*innenschaft mit Kulturarbeiter*innen und -aktivist*innen in einer Art Arbeitstreffen postkoloniale Perspektiven für die Kulturszene im Ruhrgebiet zu diskutieren. Neben einem Austausch über Ansichten des Ist-Zustands sollte so ein Raum geschaffen werden, der die Möglichkeit bot, neue Realitäten einer Gesellschaft als ein aufmerksames Miteinander zu skizzieren. Interessierte Teilnehmer*innen konnten im Vorfeld Themen und Impulse einreichen und sich so aktiv an der Gestaltung des Workshops beteiligen.

Der Abend in den Räumlichkeiten des von einer Feier anlässlich des zweiten Jahrestags der Ateliergemeinschaft noch festlich geschmückten *atelier automatique* gliederte sich formal und auch inhaltlich vor allem in zwei Teile. Dieser Aufteilung folgt auch die Struktur meines Textes, der mit dem Anspruch entstanden ist, einerseits einen Einblick in die besprochenen Themen und vorgestellten Projekte zu geben und diese andererseits kritisch zu befragen. Nach einer Begrüßung durch Johanna von *Interkultur Ruhr* und Eva vom *atelier automatique* sowie einer kurzen Einführung der Moderatorinnen Miriam und Megha, die beide mit einem Zitat zum Thema Postkolonialismus in den Abend einleiteten, stellte sich Natasha A. Kelly in der ersten Hälfte des Arbeitstreffens vor allem als akademische Wissenschaftlerin mit den Schwerpunkten Postkolonialismus, Kolonialismus und Feminismus einerseits und Aktivistin andererseits vor.

Anhand der Präsentation ihres andauernden Projekts des „Postkolonialwarenladens“ EDEWA vermochte sie es daraufhin, die Schnittstelle dieser zwei Positionierungen als Transferleistung zwischen Praxis und Theorie zum einen und Wissenschaft, Gesellschaft und Politik zum anderen herauszuarbeiten und den Zuhörer*innen mithilfe von fotografischen Dokumentationen zu vermitteln. Die Wanderausstellung EDEWA sei in Zusammenarbeit mit Studierenden der Humboldt-Universität zu Berlin 2011/12 im Rahmen eines Seminars zu „May Amin. Schwarze deutsche Feministin?!“ am Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien entstanden, referierte

İñter

Kelly vor dicht besetzten Stuhlreihen. Anlass der Lehrveranstaltung sei dabei die Umbenennung des Berliner Groebenufers in May-Amin-Ufer im Jahre 2010 gewesen. Der brandenburg-preußische Generalleutnant Otto Friedrich von der Groeben (1657–1728), nach welchem das Kreuzberger Ufer 1895 benannt wurde, gilt als ein Begründer des deutschen Kolonialismus. Denn mit der Leitung von Kolonialexpeditionen schuf er die Grundlage für den deutschen Kolonialismus und einer damit einhergehenden imperialen Politik („Platz an der Sonne“) des preußischen Königreichs und späteren deutschen Kaiserreichs. Im heutigen Ghana errichtete er die Festung „Großfriedrichsburg“ und verantwortete damit faktisch die Versklavung, Verschleppung und Verschiffung von über 30 000 Westafrikaner*innen. Als Pionierin der Critical Whiteness Studies in Deutschland war die Dichterin und Aktivistin May Amin 1985 dagegen Mitbegründerin der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland und lieferte mit dem Sammelband „Farbe Bekennen“ ein zentrales Werk für die afrodeutsche Community im Kampf gegen Rassismus und Diskriminierung.

Die Umbenennung des Kreuzberger Ufers von einem zentralen Akteur deutscher Kolonialverbrechen in eine Schlüsselfigur der antirassistischen Bewegung in Deutschland markierte laut Kelly somit eine wichtige postkoloniale Perspektivumkehr und bot dergestalt einen sowohl gesellschaftlichen, urbanen sowie wissenschaftlichen Rahmen, um Themen wie Kolonialismus, Rassismus und Sexismus zu bearbeiten. Um auf käuflich erwerbbar Produkte mit rassifizierenden und diskriminierenden Fremdbezeichnungen in Supermärkten aufmerksam zu machen, unternimmt das Projekt *EDEWA. Einkaufsgenossenschaft antirassistischen Widerstands* Natasha A. Kelly zufolge den Versuch, die Tradition eines Alltagskonsums von Produkten sichtbar zu machen, deren Vermarktung auf Versklavung, Ausbeutung und Diskriminierung beruht. Angelehnt an die Einzelhandelskette *EDEKA (Einkaufsgenossenschaft der Kolonialwarenhändler im Halleschen Torbezirk zu Berlin)* appropriiert die Ausstellung multimedial die räumliche und sprachliche Gestaltung von EDEKA-Supermärkten und deren Produktpalette. Objekte wie Zigaretten, Schnaps, Kaffee oder Schokolade mit rassistisch-kolonialen Bezeichnungen, Abbildungen oder Inhalten entpuppen sich etwa über abgeänderte Kennzeichnungen und Bebilderungen schnell als kritische Hinterfragung des eigenen Konsumverhaltens einerseits und der Sichtbarmachung eines normierten weißen Blicks einer hegemonialen Mehrheitsgesellschaft andererseits: Neben *Super Blödmann's-Schaumküssen*, *Critical Postcolonial Spirit-Zigaretten* oder *Fernwestlichem Wurzelschnaps* in kaufhausartigen Regalen, stehen großformatig gemalte Porträts von Feministinnen des Widerstands sowie ‚Wegwerfdosen‘ für diskriminierende Fremdbezeichnungen im Vordergrund der Ausstellung. EDEWA stellt sich mir dabei als Teil einer (erneut) anhaltenden Tendenz in ästhetischen und gesellschaftspolitischen Bereichen dar, an den Grenzen von Kunst, Politik und Ökonomie zu agieren.

İnter

Die am Projekt beteiligten Wissenschaftler*innen folgten dem Anspruch, die Besucher*innen aktiv mit einzubeziehen, deren Reflexion der eigenen Wahrnehmung zu provozieren und Weißsein damit als konstruierte Norm sichtbar zu machen. In der Tradition von Interventionen als einem Eingreifen in krisenhaften Situationen, verweist Kelly am Beispiel einer Produktreferenz auf die Knorr-Mischung *Paprika-Gulasch – Zigeuner Art*, eine Leihgabe der österreichischen Künstlerin Marika Schmiedt, auf den Umstand, dass ein Großteil der Roma-Community eine Abkürzung der Fremdzuschreibung in Z-Wort – angelehnt an N-Wort – ablehnt. Grund dafür sei, dass sich Sinti und Roma im Nationalsozialismus ein ‚Z‘ als Markierung in den Unterarm eintätowieren mussten. Lösungsstrategien, schlussfolgert Kelly daraus, die für die eine Gruppe funktionieren, funktionieren nicht notwendigerweise automatisch auch für die andere. Eine daran anknüpfende selbstreflexive Kontextualisierung des erfolgreichen Projekts – für das Kelly und ihre Kolleg*innen vergangenes Jahr etwa den Preis für Demokratie und Toleranz von der Bundeszentrale für politische Bildung erhielten – an kritische Überlegungen zum Verhältnis von Kunst und Aktivismus oder einer zu hinterfragenden Aneignung ökonomischer Strategien zur Visualisierung und Vermittlung von Wissen, vermisste ich jedoch in Kellys Projektpräsentation.

✱

Trotz des zu Beginn der Veranstaltung dezidiert proklamierten Austauschs zwischen allen Anwesenden als inhaltlichem Ziel des Abends, stellte sich ein solcher meines Erachtens erst gegen Ende der ersten Veranstaltungshälfte konkret ein. Anwesende Vertreter*innen verschiedener aktivistischer, regionaler Initiativen wie dem *Salon der Perspektiven*, einem Bündnis aus den Akteurinnen Fatima Çalışkan, *Alewa*, *Rebel of Colour* und *Feminismus im Pott*, der *African Development Initiative*, der PoC-Gruppe Bochum-Dortmund oder einer Lokalgruppe von *Afro Deutsches Akademiker Netzwerk*, skizzierten in wenigen Worten ihre Arbeit sowie zentrale Fragen und Lösungsstrategien gegen strukturelle Ausgrenzungsmechanismen. Daran anknüpfend gestaltete sich der zweite Teil des Abends als eine produktive gemeinsame Bearbeitung und Hinterfragung von Strukturen, Phänomenen und Strategien für Empowerment und Sichtbarkeit anhand von inhaltlichen Anregungen, Kritik und Fragen verschiedener Teilnehmer*innen: Wie können wir es etwa schaffen, uns von dem N-Wort zu distanzieren und nicht das Wort von uns? Lassen sich strukturelle Probleme (alleine) auf sprachlicher Ebene lösen oder ist eine affektive Bearbeitung unumgänglich? Und wie kann gleichzeitig an die schmerzvolle Geschichte des Begriffs erinnert werden, ohne diesen zu Reproduzieren? Wie können wir überhaupt individuell aus strukturellen Problemen aussteigen, ohne ständig zu reproduzieren? Welche Rolle spielen Archive im Umgang mit der Geschichte und wie können sie einer postkolonialen Auseinandersetzung zugute kommen? Wie verhalten sich die Begriffe Diversifizierung und Dekolonisierung

İnter

zueinander und wie können wir mit ihren historischen Kontexten arbeiten? Und wie kann man als PoC damit umgehen, dass sehr viele Strukturen in Deutschland, die sich theoretisch mit Postkolonialismus beschäftigen, weiß dominiert sind?

Auffallend häufig wurden somit Fragen zur Diskussion gestellt, die einerseits eine potenzielle Antwort im Sinne einer gültigen Lösungsstrategie suggerieren und sich dabei andererseits an eine imaginierte Sprecher*innenfigur wenden, die die Vorstellung einer dezidiert nicht-weiß positionierten Stimme hervorruft. Damit ginge die Verantwortung für Lösungen bezüglich gesellschaftlicher Ausgrenzungsmechanismen jedoch wiederum zurück an von Rassismus betroffene Personen und People of Colour. „Und das“, konstatiert Kelly mehrmals, „kann nicht die Antwort auf diese Frage sein.“ Mit der Zustimmung weiterer Teilnehmer*innen problematisiert Kelly hierzu die Form der Fragestellung, die mit der Einleitung des ‚Wie‘ eine Suche nach Betroffenen impliziert, die dieses ‚Wie‘ zu beantworten hätten. „Wir sind nicht die Lösung eines Problems, das wir nicht geschaffen haben!“, fügt die Soziologin bestimmt hinzu. Die Verantwortung für eine Sensibilisierung, die Auseinandersetzung mit gewaltvollen Strukturen und eine bewusste postkoloniale Positionierung, scheint sich der Raum schnell einig zu sein, liegt bei jeder einzelnen Person, die sich innerhalb privilegierter Strukturen bewege. Fernab eines Entlastungseffekts im Sinne der Instrumentalisierung von PoC zur Aufarbeitung der eigenen Geschichte ist es die Verantwortung weiß-positionierter Menschen, sich mit der Geschichte des Weißseins auseinanderzusetzen. Kelly betont diesbezüglich die Notwendigkeit einer Besetzung von Leerstellen im Sinne einer Beleuchtung von Geschichte(n) und verweist auf das Buch *Onkel Toms Hütte* von Harriet Beecher Stowe aus dem Jahre 1852, welches die fiktive Geschichte eines vermeintlich glücklichen Sklaven erzähle. Anstelle der literarischen Vorstellung einer weißen Frau vom Leben eines Schwarzen Sklaven hätte es jedoch vielmehr eines Berichts über die eigene Positionierung Stows im Kontext von Versklavung und Erniedrigung bedurft. Gänzlich unerwähnt bleibt in Kellys Anmerkung jedoch das tradierte Narrativ von *Onkel Toms Hütte* als einem Schlüsselwerk der Anti-Sklaverei-Bewegung. Ich stimme Kelly einerseits darin zu, dass kein Bedarf an fiktiven weißen Geschichten über Schwarze besteht. Andererseits geht mit ihrem Aufruf an die Teilnehmer*innen, dieses Buch nicht zu lesen, meines Erachtens jedoch auch die Gefahr einher, eine kritische Auseinandersetzung mit solch historischem Material zu verpassen. Denn anstelle einer strikten Ablehnung und Verweigerungshaltung gegenüber diesen Geschichten sehe ich gerade in der reflektierten Befragung und Dekonstruktion des historischen Materials emanzipatorisches Potential verortet.

An einigen Stellen fehlte mir während der dreieinhalb Stunden des Workshops angesichts des Veranstaltungstitels die konkrete Auseinandersetzung mit regionalen Bezügen. Wie lassen sich sowohl internationale Theorien und Fragestellungen auf



den Raum Ruhrgebiet als eine Region beziehen, in der „das Leben zwischen den Kulturen [...] Tradition“ hat und die „von und mit der Zuwanderung“ lebt (*Interkultur Ruhr*)? Wie können hier postkoloniale Strategien fruchtbar gemacht werden und dabei nicht in theoretischer Latenz verharren? Vor allem aber die anregende Präsentation von Natasha A. Kellys wissenschaftlichen und aktivistischen Projekten zum einen und die Kurzvorstellung der wertvollen Arbeit diverser regionaler Initiativen zum anderen boten meines Erachtens ebenso wie der diskursive gemeinsame Austausch spannende Ansätze für weiterführende notwendige Reflexionen.

Natasha A. Kelly vermochte es an diesem Abend, im enthierarchisierten und umsichtigen Dialog mit uns Teilnehmer*innen auf Umstände hinzuweisen, die das ‚Unterfangen‘ des Postkolonialismus nicht zu linker Hippness verkommen lassen, sondern es als gesamtgesellschaftliches Projekt herauszustellen, dem sowohl individuelle als auch kollektive Arbeit zugrunde liegt.

--

www.interkultur.ruhr/kalender/postkoloniale-perspektiven-im-ruhrgebiet

www.interkultur.ruhr/notiz/wir-sind-nicht-die-loesung-eines-problems-das-wir-nicht-geschaffen-haben

Über die Autorin:

Mira Anneli Naß hat Kunstgeschichte, Literatur- und Theaterwissenschaften in München und Florenz und Theorie & Geschichte der Fotografie an der Folkwang Universität der Künste studiert. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Kunst der Moderne und der Gegenwart, vor allem Fotografie und zeitbasierte Medien im Kontext politischer Ästhetik. In ihrem aktuellen Dissertationsprojekt widmet sie sich den medialen Narrativen von Überwachung, Macht und Souveränität und setzt sich im Rahmen dessen unter anderem mit postkolonialen Theorien und Strategien des künstlerisch-aktivistischen Widerstands auseinander. Zuletzt erschien ihr Aufsatz "Krupp'sche Panoramen als Sichtbarkeitsdispositiv. Visuelle Strategien der Narration von (industrieller) Macht" in der *kritische berichte. Zeitschrift für Kunst- und Kulturwissenschaft*.